

# Sekundenzeiger des Weltwissens

Wikipedia feiert heute zwanzigsten Geburtstag. Aber nicht alle Beiträger bejubeln das Internetlexikon. Manche sprechen auch von einer „toxischen Diskussionskultur“.

Wie lang ist der Rhein? Wer eine Enzyklopädie besitzt, nehme sie zur Hand und schlage einmal nach. Ist sie zwischen 1960 und 2010 erschienen, wird darin vermerkt sein, der Fluss erstreckte sich über 1320 Kilometer Länge. Diese Zahl findet sich auch in Veröffentlichungen von Bundesbehörden. Eine andere Auskunft erteilen ältere Schriften: 1230 Kilometer. Kann das sein? Die großen Eingriffe in den Verlauf des Stroms waren schließlich schon im neunzehnten Jahrhundert beendet. Tatsächlich handelt es sich um einen Zahlendreher, der dem Biologen Bruno Kremer vor elf Jahren aufgefallen war. Der Fehler tauchte im Brockhaus genauso wie in der Wikipedia auf, man schreibt nämlich gerne voneinander ab. Auf Papier lässt er sich nicht tilgen, online hingegen wurde er am 30. Januar 2010 um 13.07 Uhr von einem ehemaligen Binnenschiffer korrigiert.

Im Vorfeld der Änderung haben Wikipediaer – so nennen sich aktive Mitarbeiter des Internetlexikons – mit Skepsis auf Kremers Fund reagiert. Sie diskutierten den Fall und warteten, bis genügend Quellen vorlagen, die keinen Zweifel mehr daran ließen, dass die Information falsch war. Insofern hielten sie es wie Wissenschaftler, zu deren Sorgfaltspflichten es gehört, den Gehalt einer vermeintlichen Erkenntnis zu prüfen und fremde Einsichten nachzuweisen. Allerdings betreibt Wikipedia keine Forschung. Sie nimmt lediglich Bezug auf jene Dinge, die schon untersucht wurden. Entscheidend ist die Güte der journalistischen und wissenschaftlichen Belege. „Wikipedia ist gewissermaßen Tertiärliteratur“, sagt Pavel Richter, „sie stellt stets das dar, was Konsens ist. Wo es diesen Konsens noch nicht gibt, stellt sie die unterschiedlichen Sichtweisen dar.“ Richter, Jahrgang 1969, hat im November das Buch „Die Wikipedia-Story“ veröffentlicht. Von 2004 an war er als Wikipediaer tätig, von 2009 bis 2015 arbeitete er hauptamtlich für Wikimedia Deutschland, der hiesigen Länderorganisation der Enzyklopädie.

## Jeder darf mitschreiben

Heute vor zwanzig Jahren ging die englischsprachige Wikipedia online, die deutsche zog am 16. März nach. Der Einfall, welcher dem Unternehmen zugrunde lag, klingt nach einer soliden Utopie: In einem nie vollendeten, kostenlosen und werbefreien Internetlexikon darf jeder mitschreiben, der sich berufen fühlt. Ruhm und Ehre winken den Autoren jedoch nicht, denn ihre Namen bleiben unbekannt. Auch auf ein Honorar müssen sie verzichten. Ausgebrütet wurde dieses Konzept von dem amerikanischen Finanzspezialisten Jimmy Wales. 1996 gründete er mit zwei Partnern die Internetfirma Bomis. Im März 2000 folgte mit der Nupeedia eine kommerzielle Online-Enzyklopädie, deren Texte ein siebenstufiges Peer-Review-Verfahren durchliefen. Als das Projekt im September 2003 beendet wurde, waren gerade einmal siebenundzwanzig Artikel fertig. Ganz anders entwickelte sich die Wikipedia: zweihundert Artikel im ersten Monat, achtzehntausend nach einem Jahr. Auf Deutsch existieren inzwischen zweieinhalb Millionen Beiträge, die täglich von dreißig Millionen Nutzern auferufen werden. Zum Vergleich: Die englischsprachige Wikipedia umfasst 6,2 Millionen Artikel.

Das digitale Nachschlagewerk hat Special-Interest-Themen genauso in petto wie Grundlegendes zu historischen Begebenheiten oder Überschaubares zu den Influencerinnen Lisa und Lena. Für alles, was dazwischenliegt, gilt: „You name it, they got it.“ Bei bedeutenden tagesaktuellen Ereignissen – etwa der Katastrophe von Fukushima oder dem Sturm auf das Kapitol in Washington – lässt die Wikipedia ihren Status als Enzyklopädie schnell hinter sich. Stattdessen fungiert sie dann als Ort, an dem man mitnutzen sehen kann, was wir über ein Geschehen wissen. Der argentinische Totalitätsfanatiker Jorge Luis Borges, dessen Gedanken und Erzählungen oft an Figuren M. C. Eschers erinnern, hätte seine Freude gehabt an diesem uferlosen, von Hyperlink zu Hyperlink führenden Lexikon.

Es ist gewiss kein Hortus conclusus für Akademiker, wird aber gerne von ih-

nen beackert. Hierzulande sind etwa dreißig Prozent der Mitarbeiter Schüler oder Studenten; mehr als fünfzig Prozent haben einen akademischen Abschluss, zehn Prozent einen Dokortitel. Die Autoren sind mithin gebildeter als durchschnittliche Internetnutzer, von denen rund zwölf Prozent einen Hochschulabschluss haben. Abraham Taherivand, 1978 geboren und geschäftsführender Vorstand der Wikimedia Deutschland, hebt hervor, dass dennoch jeder mitmachen kann und soll: „Ein wichtiger Fokus von uns ist es, Diversität in der Wikipedia zu fördern. Das hat nicht nur mit Männern und Frauen zu tun, sondern auch mit Alter, Werdegang und Herkunft.“

Das Ansehen der Wikipedia ist im Laufe der Jahre stetig gewachsen. Während sie zu Beginn als Wackelkandidat in Sachen Zuverlässigkeit gehandelt wurde, ist sie heute in akademische Lehrpläne eingebunden. Die in San Francisco ansässige Wiki Education Foundation etwa geht Partnerschaften mit Professoren in den Vereinigten Staaten und Kanada ein. Die wiederum lassen von ihren Studenten keine Klausuren und Hausarbeiten schreiben, sondern Wikipedia-Artikel anlegen oder verbessern. Wer sich gut schlägt, bekommt am Ende des Semesters einen Schein mit Leistungspunkten. Pavel Richter sagt: „Das, was Studierende an der Uni an wissenschaftlichen Arbeitstechniken erlernen – Recherchieren, Darstellen, Formulieren, Nachweisen –, sind die gleichen Fähigkeiten, die man als guter Autor bei Wikipedia benötigt.“

## Besserwisserisch und zynisch

Dass sich die Wikipedia und der universitäre Betrieb immer weiter annähern, zeigt auch die Veranstaltungsreihe „Wikipedia Academy“. Sie wird von Wikimedia Deutschland und Partnern aus der Wissenschaft organisiert und dient, wie es in dem entsprechenden Artikel heißt, „dem Dialog zwischen Fachwissenschaftlern und Wikipedia-Autoren über die Möglichkeiten einer stärkeren Einbindung von Wissenschaftlern in die inhaltliche und strukturelle Weiterentwicklung des Enzyklopädieprojektes“. Auch für Auszeichnungen ist das Online-Lexikon längst gut genug. So ging der Preis der Gesellschaft Deutscher Chemiker für Journalisten und Schriftsteller im Jahr 2016 an die Redaktion Chemie der deutschsprachigen Wikipedia. Unter „Redaktion“ versteht man in diesem Zusammenhang eine Plattform für ein Thema, an der mehrere Autoren mitarbeiten.

Es heißt, in Deutschland gebe es zwanzigttausend „aktive Wikipediaer“. Das sind Leute, die mindestens fünfmal im Monat an einem Artikel arbeiten. Richter vermutet, dass die Zahl derer, die das Projekt aufrechterhalten, viel geringer ist: „Ich behaupte, es sind weniger als fünfhundert Personen. Dreißig Prozent aller Eingriffe im Monat werden von hundert aktiven Konten aus durchgeführt. Da sieht man schon, dass sich die Arbeit sehr unterschiedlich verteilt.“ Zwar existieren formal keine Hierarchien unter den Autoren. Doch die Art der Kommunikation (schriftlich, online, anonym) fördert Richter zufolge eine toxische Diskussionskultur: „Nachdem ich anderthalb Jahre bei Wikipedia mitgemacht hatte, war ich beim Blick auf meine Online-Persona wirklich erschüttert.“ Was heißt das genau? „Ich war besserwisserisch und zynisch. Man betrachtet das Gegenüber nur noch als anonymen Textproduzenten, nicht als Menschen. Es ist leicht, im Internet die Empathie zu verlieren.“

Warum arbeitet man unter solchen Bedingungen überhaupt mit? Taherivand sagt: „Abschließend kann man diese Frage nicht beantworten. Der größte Motivationsfaktor ist bestimmt die Begeisterung fürs Schreiben und das freie Wissen.“ Darüber hinaus spielen die persönliche Weiterbildung eine wichtige Rolle, ebenso der missionarische Eifer, anderen die eigenen Interessen zu präsentieren. Das alles gilt vor allem für Männer, die in Deutschland neunzig Prozent der Wikipediaer ausmachen. „Zur Nachwuchspflege haben wir unterschiedliche Programme gestartet“, sagt Taherivand, „zum Beispiel den Edit-a-thon – das ist ein kollaborativer Schreib-Marathon – zur Berlinale 2020. Das fand statt in Kooperation mit der Initiative „Kunst und Feminismus“. Es ging darum, mehr Autorinnen zu gewinnen.“ Wer sich engagieren möchte, solle sich nicht durch die vermeintlich große Aufgabe abschrecken lassen. Es gehe nicht nur darum, neue Artikel anzulegen, sondern auch Rechtschreib- und Interpunktionsfehler sowie falsche Links zu korrigieren.

Ohne neue Mitarbeiter würde die Wikipedia genauso dramatisch verstauben wie der Brockhaus vor zwanzig Jahren. Dabei wurde die Möglichkeit des Scheiterns von Anfang an mitgedacht: Es steht jedem frei, mit sämtlichen Inhalten der Wikipedia sofort eine eigene Enzyklopädie zu starten. Dagegen könnte niemand etwas unternehmen, weder die Autoren noch die Wikimedia Foundation.

KAI SPANKE



Zeitlos: Fautriers „Emilie“ bleibt genauso göltig wie die sumerischen Köpfe der Sammlung Cligman. Foto Museum/VG Bild-Kunst, Bonn 2021

# Ein Hauch von Melancholie macht das Klostergefängnis menschlich

Dank einer Schenkung zieht moderne Kunst in die jahrhundertealten Mauern der französischen Abtei von Fontevraud ein / *Von Bettina Wohlfarth, Paris*

Es ist keine einfache Entscheidung, die generöse Schenkung einer Kunstsammlung anzunehmen, wenn sie den Bau eines eigenen Museums voraussetzt. Als Martine und Léon Cligman einen Großteil ihrer Sammlung mit Kunst der klassischen Moderne an die Stadt Tours vergeben wollten, in deren Nähe die Familie seit den sechziger Jahren durch ihre Unternehmen in der Textilindustrie verwurzelt ist, war über das Vorhaben keine Einigung zu erzielen. Dann engagierte sich die Region Pays de la Loire für die Sammlung. Die zwischenzeitlich von sechshundert auf fast neunhundert Werke aufgestockte Schenkung sollte ihr „Museum für moderne Kunst“ in einem der Gebäude der Klosterstadt von Fontevraud bekommen.

Neben den Loire-Schlössern ist die zwischen Saumur und Chinon gelegene königliche Abtei eine der touristischen Hauptattraktionen der Region. Sie wurde Anfang des zwölften Jahrhunderts im hellen Tuffstein der Loire-Gegend erbaut und ist heute die größte erhaltene Klosterstadt Europas. Als königliche Abtei war Fontevraud ein Ort nicht nur der klerikalen, sondern auch der politischen Macht. Erstaunlicherweise wurde sie dennoch immer von einer Äbtissin geleitet. In der romanischen Abteikirche mit den Dimensionen einer Kathedrale liegen Eleonore von Aquitanien, Heinrich II. von England und Richard Löwenherz begraben. Von der Gründung im Jahr 1101 bis zur Französischen Revolution, die 1792 zur Auflösung der Abtei führte, standen 36 Äbtissinnen aus französischen Adelsgeschlechtern der Klosterstadt vor. Unter Napoleon wurde Fontevraud zu einer Gefängnisanlage umgebaut. Das besonders gefürchtete klösterliche Zuchthaus blieb noch bis 1963 in Funktion.

In den architektonisch beeindruckenden Mauern von Fontevraud – mit romanischen Rundbögen, dem mächtigen Kreuzgang, dessen Bodenfliesen königliche Insignien tragen, den farbig bemalten Giganten der ehemaligen Regenten – herrschte über fast ein Jahrtausend die unbarmherzige Strenge des Schweigebots, dann die Brutalität der Zuchanstalt. Beim Besuch der restaurierten Abtei mischt sich in den Genuss ihrer Schönheit auch ein Gefühl der Beklemmung über die Missachtung alles Körperlichen und Seelischen, welche die Geschichte der Abtei auszeichnet. Die Sammlung der Cligmans hat deshalb in Fontevraud einen angemessenen und vor allem ergänzenden Platz gefunden. Sie

führt mit ihren Gemälden von André Derain, Chaïm Soutine und Roger de la Fresnaye oder den Aktskulpturen von Edgar Degas und Germaine Richier den Menschen, den menschlichen Ausdruck in die Abtei zurück. Es ist eine Sammlung, der ein humanistisches Interesse und Bedürfnis zugrunde liegt. Neben der Vorliebe für eine rein figurative Moderne hat das Sammlerpaar auch Kunstobjekte anderer Kulturen zusammengetragen und legt besonderen Wert auf Gebärden, Blicke, den Körper, schließlich die oft faszinierende Aura eines Werkes, wie etwa der in dunkelgrünen Stein gemeißelte Kopf eines sumerischen Prinzen aus dem zweiten Jahrhundert vor Christus. Für die Sammlung wurde die „Fannerie“ restauriert, das klassizistische Gebäude der ehemaligen Pferdestallungen, das gleich am Eingangshof liegt.

Die Zusammenstellung einer privaten Sammlung wird von individuellen Kriterien geleitet, von Neigungen, dem Blick des Liebhabers und persönlichen Kaufentscheidungen. Sie ist zunächst einmal für das Lebensumfeld des Sammlers gedacht. Eine Museumssammlung untersteht hingegen einem enzyklopädischen Auftrag, bei dem Aspekte der Chronologie oder der Kategorie, der Vollständigkeit oder der Übersicht berücksichtigt werden. Insofern ist in Fontevraud die Bezeichnung „Musée d'art moderne“ irreführend und unbedingt mit dem Untertitel „Sammlung Martine und Léon Cligman“ zu lesen. Die Kuratorin und Museumsleiterin Dominique Gagneux stand vor der heiklen Aufgabe, für die sehr persönliche Sammlung ein museales Konzept zu entwerfen.

Sie hat sich dafür entschieden, den Aspekt des privaten Sammelns und die Idee des imaginären Museums – in Auseinandersetzung mit André Malraux – in den Vordergrund zu stellen. Wer mit seiner Kunst lebt, lässt Dialoge zwischen Werken entstehen, selbst wenn sie kunsthistorisch voneinander entfernt sind, konfrontiert sie miteinander oder stellt Parallelen her. Ein kurioses und ironisches Selbstporträt von Toulouse-Lautrec, der sich in Rückenansicht an der Staffelei sitzend darstellt, wird dem frontalen Blick im „Porträt von Forge“ des Puvis de Chavannes gegenübergestellt. Maurice de Vlaminck, von dem zwei Werke und Zeichnungen in der Sammlung vertreten sind, hatte im Jahr 1906 afrikanische Stammeskunst entdeckt und den Pariser Künstlerfreunden gezeigt. Spätestens von diesem Zeitpunkt an gehören Stammeskunst anderer Kontinente ebenso wie

Antiken zu jeder modernen Kunstsammlung dazu. So reihen sich Zwillingsstatuetten der nigerianischen Yoruba unter Kees van Dongens fauvistischer „Zigeunerin“. Die Ausstellungseinrichtung übernimmt Elemente vom Interieur eines Sammlers mit seinen Vitrinen und Konsolen oder von Raum zu Raum unterschiedlichen Wandfarben.

Der Unternehmer Cligman wurde 1920 geboren, Martine Cligman, selbst Bildhauerin und Malerin, wird demnächst neunzig Jahre alt. Ihr Kunstgeschmack wurde stark durch die große Sammlung von Pierre und Denise Lévy geprägt, den Eltern von Martine Cligman. Die Lévy-Sammlung ist mit zehntausend Werken als Schenkung in das Museum für moderne Kunst von Troyes eingegangen. Die Maler André Derain und André Dunoyer de Segonzac oder der filigrane Glaskünstler Maurice Marinot waren enge Freunde der Lévis; Martine ist mit ihnen aufgewachsen. Auch in der Cligman-Sammlung finden sich große Werkgruppen dieser Künstler. Zu den Avantgarde-Bewegungen der Moderne wie Futurismus, Abstraktion, Dada oder Surrealismus, selbst zu Picassos Kubismus haben die Cligmans keine Affinität und folgen damit dem Familiengeschmack. Die Nachkriegsmoderne ist mit Künstlern wie Germaine Richier oder Bernard Buffet vertreten. Ein spektakulärer Raum konfrontiert die fünf düsteren großen Schachfiguren, welche die französische Bildhauerin kurz vor ihrem Tod 1959 geschaffen hatte, mit einem die gesamte Wand einnehmenden Gemälde aus Buffets schwarzgerasterter New-York-Serie von 1958.

Gerade die Werkgruppen ihrer bevorzugten Künstler erweiterten die Cligmans durch Zeichnungen. Die zahlreichen Gemälde und Skulpturen von André Derain werden etwa von den 36 Originalzeichnungen zum „Satyricon“ von Titus Petronius Arbitr ergänzt, die der Kunsthändler Ambroise Vollard 1934 für eine neue Ausgabe des satirischen Romans in Auftrag gegeben hatte. Eine Entdeckung ist der in Vergessenheit geratene tschechische Maler Georges Kars – zu dem es unbedingt einmal eine Retrospektive geben sollte – mit seiner eigenwilligen Palette, die leuchtend mit gedeckten Farben verbrückt. Er gibt seinen Figuren einen Ausdruck der Melancholie – wobei eine melancholische Grundstimmung in vielen Werken der Sammlung zu spüren ist.

**Abtei Fontevraud.** Von Ende Januar an. Es existiert noch kein Katalog zur Sammlung.



**Impfkunst**

Von Stefan Trinks

Wenn die Straubinger sich von heute an in ihrer zum Impfzentrum umgebauten Messehalle immunisieren lassen, besuchen sie zugleich eine Kunstausstellung: Nicht weniger als 42 Mitglieder der Gemeinschaft Bildender Künstler aus Stadt und Landkreis stellen dort aus, über achtzig Gemälde, Skulpturen, Objekte und Installationen sind während der oft längeren Wartezeiten zu betrachten. In die große Messehalle eingestellt sind fünf Arzt- und zehn Impfcontainer sowie drei große Beratungsräume, alles ebenfalls angefüllt mit Kunst. Teils hängen die Bilder auf einem edlen, lichtgrauen Tuch, wie es auch bei der ersten Documenta 1955 in Kassel der Fall war, bei der die Bilder auf Leinwand gehängt wurden. Überhaupt erinnern sich viele Altverdere noch mit Kopfschütteln oder Schmunzeln, wo einst in der Raumnot der kriegszerstörten Städte und damit meist auch desolaten Museen und Galerien überall Kunst aufgehängt wurde. Auch in Bottrop zeigt das Impfzentrum eine Ausstellung, die ursprünglich für das dortige Kulturzentrum B 12 geplant war. Inmitten des zweckfremderten Indoor-Golfcenters hat der Bildhauer Gereon Krebber auf einer Fläche von gut zehn Metern im Quadrat verschiedene Skulpturen aus den letzten zwanzig Schaffensjahren drapiert. Dem Professor an der Düsseldorfer Akademie fällt es mitnichten schwer, die Wahl des Nicht-Orts Impfzentrum zu rechtfertigen, indem er seine Kunst als ohnehin „invasiv“ bezeichnet und indirekt mit dem Virus vergleicht. Straubing und Bottrop sind nur zwei frühe Beispiele. Mehrere Städte wollen folgen. Im Gegensatz zur Zahnarztpraxenkunst, die oft beruhigende Meeresbilder in Tiefblau mit tiefer gelegenen Horizonten als visuelles Anästhetikum nutzt, sind in Straubing auch stark farbige und „naive“ Gemälde ausgestellt. Der Bildhauer Krebber, der lange in Großbritannien lebte und arbeitete, ist ohnedies für seine ausgefallenen, oft aus Bauschaum bestehenden, immer aber schwarzhumorigen Skulpturen bekannt. Und wurde Arztpraxenkunst früher oft von oben herab belächelt, besteht in diesem Fall kein Grund zur Häme – wie in jeder normalen Gruppenausstellung auch finden sich neben Spreu auch goldene Weizenkörner, die die Impfung verstüßeln. Bis im März und April die Hauptimpfschübe erfolgen, könnte das Modell Schule gemacht haben und die Künstler dadurch landesweit die dringenden gesuchten Ausstellungsmöglichkeiten erhalten. Denn was nicht zu sehen ist, kann nicht gekauft werden. Im Netz erwirbt jedenfalls derzeit kaum ein Sammler auf digitalen Verdacht hin Bilder. Und wer weiß: Nachdem nach wie vor alle Museen geschlossen sind und die Sehnsucht nach einem Besuch der Originale bei vielen riesengroß ist, lockt es ja vielleicht sogar manch einen Impfunfentschlössenen in die Zentren. Hauptsache, mal wieder „echte“ Kunst sehen. „Impfzentren zu Ausstellungshallen!“, heißt mithin die Devise, und dagegen spricht nichts. Die Impfbereitschaft wird zur Eintrittskarte in ein Museum auf Zeit, in einer verrückten Zeit.

## Zukunft ohne Phantasie

Aus böser Ahnung wird nun bittere Gewissheit: Nachdem zuletzt die Schließungen für die hessischen und baden-württembergischen Theater bis Ostern verlängert wurden, zieht jetzt auch Berlin nach. Dessen Kultursenator Klaus Lederer setzte sogar noch das Wort „mindestens“ vor „Ostern“ und stellte mithin in Aussicht, dass die geschlossenen Theater und Opernhäuser in der Hauptstadt noch „mindestens“ bis zum ersten April-Wochenende wegen Corona zu bleiben werden. Er habe angesichts der aktuell sehr ersten Infektionslage mit Vertretern der Bühnen des Landes und der freien Szene konferiert, sagte der Linke-Politiker im Berliner Abgeordnetenhaus. Dabei sei man sich „ziemlich einig gewesen“, dass in den nächsten Monaten kein Theater stattfinden werde, „dazu braucht man nicht viel Phantasie“. Auch Oliver Reese, Intendant des Berliner Ensembles, bekräftigte, dass es unmöglich sei, vor Ostern zu spielen. Es sei aber gut, dass es nun ein bisschen Planungssicherheit gebe. stra.